



Tod eines Revolutionärs

Wir malen den zweiten Tag des Jahres 101 980 in der Hansestadt. Eine Woche zuvor war der legendäre Studentenführer Henry Faust an Heiligabend nach einem Anfall im heimischen Schlafzimmer an Erbrochenem erstickt. Dieser Anfall war die Spätfolge jener Pistolenkugeln, die sich Faust vor elf Jahren in den Kopf gebohrt hatten. Da war er in Berlin niedergeschossen worden. Die Verantwortung für diesen Mordanschlag wurde seitens der aufgebrachten Studenten dem Presseverlag von Gunnar Hupfer senior zugewiesen, der damals mit großen Bildern und Buchstaben die bewegten Zeiten zum nächsten Endspiel gegen den Kommunismus erklärte.

Es hatte geläutet. In einer Villa, die etwas zurückgesetzt an der berühmten Chausseestrasse mit privilegiertem Ausblick auf den Hafen errichtet war, ging die Treppenhausbeleuchtung an. Ein Angestellter öffnete die Tür, nachdem er am Bild der Überwachungskamera den Sohn des Hausherrn vor der Tür erkannt hatte.

“Ich melde Sie ihrem Herrn Vater.”

Einige Minuten später stand Gunnar Hupfer senior auf der großen Treppe und blickte auf seinen Sohn herab, der den gleichen Namen trug, aber unter einem anderen Namen lebte.

“Was kann ich für dich tun, Gunnar?”

“Henry Faust ist tot.”

“Das ist mir bekannt. Ich leite einen Presseverlag.”

“Er wird morgen in der Hauptstadt beerdigt. Ich will dahin.“

“Du fährst da nicht hin! Wenn du das machst, bist du nicht mehr mein Sohn. Ich werde dir alles nehmen. Alles.”

“Diese Beerdigung ist mir wichtig und sie ist für unsere Familie wichtig. Wir haben hier Verantwortung und es ist ein Akt des Anstands, dass ich dahin fahre.”

“Wir haben hier keine Verantwortung. Die haben unseren Verlag in die Luft gesprengt und unseren Fuhrpark angezündet. Unser Ferienhaus auf der Insel haben die abgefackelt und unser Chalêt in den Bergen. Was Faust passiert ist, hat der sich selbst zuzuschreiben. Seine Bande geht bis heute über Leichen.”

“Das machst du auch, Vater.”

“Wie kannst du so etwas mir gegenüber sagen! Ich sage es dir nochmal: Du fährst da nicht hin!”

“Ich sage es dir nochmal: Du gehst über Leichen. Hab einen schönen Abend, Vater!”

Wortlos und mit erkalteter Mine wendete sich Gunnar Hupfer senior um, nachdem er zum Abschied kurz die rechte Hand gehoben hatte.

Es war früher kalter Morgen als ein Pensionär, der bis vor drei Jahren bei der Hafenverwaltung für die Gebäudewartung zuständig war, mit einem Terrier namens Äggeli die übliche Runde durch den zum Ufer hin stark abschüssigen Park drehte. Eine zarte Schicht Schnee hatte sich des Nachts über die Wege gebreitet. Äggeli lief neugierig schnuppernd und mit dem Schwanz wedelnd an Büschen und Baumstümpfen entlang der vertrauten Strecke. Mit einem mal lief Äggeli laut bellend auf die Parkbank zu, die unterhalb einer großen Rotbuche stand. Der Terrier kläffte entschlossen, blieb aber in gemessenen Abstand vor der Beute stehen, wie es ein gut abgerichtete

Hund zu tun pflegt. Erst als das Herrchen bis auf wenige Schritte an die Bank herangetreten war, wurde erkennbar, dass nicht etwa ein Kleidungsstück auf der Bank abgelegt war, sondern ein Mensch. Ein Mensch, der sich vor wenigen Stunden rücklings auf der Bank platziert hatte. An den Fäden roter Farbe, die aus Nasenlöchern und Augenhöhlen austraten und das fein mit Schnee bepuderte, zum Himmel gewandte Gesicht überzogen, erkannte der Pensionär, dass dieser Mensch nicht etwa schlief. Dieser Mensch hatte sich mit einem Schuss in den Mund das Leben genommen. Das Gesicht schien vom Druck der Explosion zerrissen, die Augäpfel leicht herausgedrückt.

Der totenstarre Körper von Gunnar Hupfer Junior wurde nach polizeilichen Untersuchungen Stunden später auf dem schlammigen Parkweg in einen Sarg gelegt, der von Polizisten in Uniform und Zivil umringt war. Ein alter Mann in schwarzem Lodenmantel und Homburger Hut beobachtete aus einiger Entfernung mit starrem, wässrigem Blick aus geröteten Augen die Sarglegung. Die Identifizierung seines Sohnes hatte er bereits hinter sich gebracht.

In gleicher Minute senkte sich wenige hundert Kilometer entfernt der Sarg von Henry Faust in die am Vormittag ausgehobene Grube eines Friedhofs der Hauptstadt. Eines Friedhofs, der keine zwanzig Minuten zu Fuß vom Ort der legendären Gefangenenbefreiung entfernt war. Jenem Ereignis, das die gewaltsame Geburtsstunde der RAS markierte, eine Befreiung, die einen Pflegefall - "Sind Sie Georg Linke?" - sowie zwei Perücken und ein Ballonmütze von der Art, wie sie Claudette Guillot in "Victoria o Muerte!" getragen hatte, zurückließ. Keine zwanzig Minuten zu Fuß waren es auch bis zum amerikanischen Offizierskasino, dass zwei Jahre nach dieser Befreiung allein durch einen fehlerhaften Zündmechanismus vor Schaden durch einem Brandanschlag verschont blieb. Und gleich gegenüber der Landstraßenkreuzung standen Neu- und Altbauten der Freien Hochschule, dem ehemaligem Zentrum der Revolte. In diesem bemerkenswert dörflich gebliebenem, südwestlichen Stadtteil hatte Joseph von Arimath, der während der dreißiger Jahre im Pfarrhaus hinter der Friedhofsmauer Widerstandsarbeit der Bekennenden Kirche organisiert hatte, die eigentlich für ihn selbst vorgesehene Grabstelle zur Verfügung gestellt. Von Arimath hatte auch die Überführung des Leichnams in die Hauptstadt veranlasst, damit Vater und Brüder des verlorenen Sohns aus der DDR zur Beisetzung hinzukommen konnten.

Die selben Wolken wie in der Hansestadt hatten des Nachts auch hier für eine zarte Schicht Schnee gesorgt, von der sich die dicht gedrängte Trauergemeinde wie auf einer hellen Bühne mit starkem Kontrast abhob. Die verbliebene revolutionäre Energie der Bewegung reichte beim jüngeren Teil der Trauergäste gerade noch dazu aus, den Weg zum Grab direkt über die Friedhofsmauer zu suchen, während sich an der Eingangspforte die Menschen stauten. Erinnerungen an Massenszenen aus "Victoria o Muerte!" drängten sich bei einigen Anwesenden schneidend ins Bewusstsein. Unbeachtet blieb hingegen eine Inschrift an der Friedhofsmauer:

"Unsere Knochen sollen vor unserer Hauptstadt bleichen, nicht dahinter."

Es waren die letzten Worte eines preußischen Generals, bevor er entgegen dem Befehl zu Attacke blasen lies, und sich bei strömendem Augustregen, der sowohl preußisches als auch französisches Schießpulver untauglich machte, die Bajonette von fünfunddreißigtausend Infanteristen zwischen die Franzosen und die Hauptstadt schoben. Preußische Offiziere meutern manchmal doch. Die Franzosen drehten ab.

Der Theologieprofessor und Freund, dessen nahe gelegene Villa noch vor einem Jahrzehnt verqualmte Feten bewegter Studenten aus nah und fern erlebt und erlitten hatte, hielt mit kehligem süddeutschem Zungenschlag die Trauerpredigt. Vor wenigen Jahren hatte man diese matte Stimme schon einmal den Totensegen sprechen hören. Damals für die zunächst gefeierte und dann gefallene Star-Kolumnistin aus der Hansestadt, deren Name der Terrorgruppe von ihren behördlichen Verfolgern zugewiesen wurde und deren Kinder, nachdem sie aus der Obhut des Vaters verschleppt worden waren, die ersten Geiseln der Befreier wurden.

Auch ein Zitat des großen südamerikanischen Freiheitskämpfers, dessen Konterfei in hunderttausenden Studierzimmern ebenso selbstverständlich an der Wand hing, wie in Paul Breitners schicker Fußballer-WG, wurde in die Predigt eingeflochten. Vor zwei Jahren trugen die vier arabischen Flugzeugbefreier eben dieses Porträt auf der Vorderseite ihrer roten Pullis. Nach fünf Tagen und sechs Nächten bluteten die vier Porträts und einundneunzig Geiseln waren frei. Im Hochbunker beendete die erste Generation der Befreier ihren Kampf. Eine abermalige deutsche Dolchstoßlegende entspann sich.

Die Ansprache endete dann doch noch mit der christlichen Aufforderung "Geht hin in Frieden!".

Henrys Kinder, Fidel-Viva und Rosa, standen zuvorderst in Richtung Grab und trugen die ledernen Handschuhe, die Gunnar Hupfer bezahlt hatte. Die zwei Kinder standen still, hinter ihnen war Käthchen, nun eine weitere werdende Mutter, die ein vaterloses Kind in sich trug. Und dann kam ein gewisser Ildebrando. Schluchzend, von stechendem Schmerz geschüttelt und von tiefer Trauer gebeugt. Seine liebe Braut war tot. Fern von ihm gestorben. Er hatte sie nicht schützen können.

Mitstreiter von Henry erhoben am Grab ihren rechten Arm, so wie Henry schon selbst an den Gräbern gefallener Genossen den Arm erhoben und die Weiterführung des Kampfes beschworen hatte. Auch jener Anwalt stand am Grab, der ihm vor zwölf Jahren als erster die Ereignisse in der Stadt am Main mitgeteilt hatte und nun nach genehmigtem Antrag aus dem Gefängnis hierher gekommen war. Und dann waren da noch unzählige Film- und Fotokameras, die aus allen Kalibern auf die nackten Gesichter von Familie und Genossen feuerten, während weit aufgerissene, zielende Augen halb versteckter Köpfe an ihren rückseitigen Linsen klebten.

Tausend kleine Trommeln. Mit jedem Schlag zerstob eine Portion Würde und verteilte sich ohne Ansehen von Freund oder Feind in alle Richtungen.

“Wie lange wird Ihr Marsch dauern? Wann sind Sie am Ziel - 101 980?”

Das hatte ihn der gepflegt frisierte Journalist mit ebenso gepflegter hanseatischer Sprache vor dreizehn Jahren im Fernsehinterview gefragt und damit ein verlegenes Lächeln und Stuhlrücken provoziert. Die damalige Schätzung war perfekt.

Der Tod war an Heiligabend in sein Heim eingedrungen, so überraschend wie er selbst mit seinen politischen Jüngern vor elf Jahren zu Heiligabend in die Friedenskirche eingedrungen war, mit Vietnam-Plakaten und einem Redemanuskript, das nie zur Sprache kam. Ein verkrüppelter alter Krieger der Waffen-SS kam, dem Gesetz des Handelns folgend, der Sprache zuvor und traf ihn damals mit einer Krücke, die am Schädel eine blutende Wunde schlug.

In der nahe gelegenen Freien Hochschule saß bereits eine ganz andere Generation von Studenten in den letzten Vorlesungsstunden des Wintersemesters. Eine Generation, die anders dachte, anders fühlte und anders handelte als jene aus der zweiten Hälfte der sechziger Jahre. Henry war für sie nicht mehr als das kurz eingeblendete und im gleichem Augenblick vergessene Fernsehbild des Tages. Doch das unsichtbar wuchernden Geflecht, des von Henry beschworenen Zeitgeistes, band auch sie bald fest an das Jahr achtundsechzig. Die übrig gebliebenen, gereiften Genossen hatten sich aus den längst entleerten, zugigen Strassen und Plätzen der Hauptstadt mit geducktem, opportunem Haupt in die Institutionen und deren behagliche Beamtenverhältnisse aufgemacht. Eine Strömung unerkannt, unmerklich und unscheinbar, befördert durch den freundlichen Feindsender, der unwiderstehlich und unablässig die Hymnen der Revolte spielte: Zuerst die Beatles, dann Dylan und am Ende die Stones. Die Stones, deren aufputschende Bühnenshows in den vordersten Stuhlreihen noch immer für Pfützen aus losgelassenem Mädchen-Urin sorgten. Am späteren Nachmittag dann, gab es an der Freien Hochschule dann noch eine gut besuchte Agitprop-Veranstaltung zu Ehren von Henry, unverfänglich als “Teach-in” bezeichnet.

Fast vergessen waren auch die Studenten jenseits von Stacheldraht und Sperranlagen, die zu gleicher Stunde wenigen Kilometer entfernt im Ostteil der Hauptstadt in Universitäten und an Akademien ihren Professoren lauschten, Laborpraktika absolvierten oder an Studienarbeiten feilten. Man wußte eigentlich gar nicht mehr so recht, dass es diese anderen deutschen Menschen überhaupt noch gab. Denn die Lebenskorridore waren längst getrennt und wurden beiderseits von Zaun und Mauer gänzlich unterschiedlich kultiviert.

Als sich nach fast zwei Stunden der Friedhof langsam leerte, lockerte der Himmel auf und ein sanftes gedämpftes Licht aus tief stehender Wintersonne breitete sich über Grabsteine und Kapelle aus. Die Kränze und Blumenbouquets auf Henrys Grab leuchteten umrahmt von plattgetretenem Schnee in satten Farben auf. Der Anwalt drehte sich auf dem Gehweg noch einmal um und blickte über die weitläufige Straßenkreuzung, auf der dichter Feierabendverkehr rollte, zurück. Gleichgültig ragte dort die Kapelle, die im dreißigjährigen Krieg von schwedischen Söldnern abgebrannt, im Oktober 1806 von französischer Infanterie geplündert und im April fünfundvierzig von russischen Kanonieren zerschossen worden war, aus der Einfriedung des Gräberfeldes. Dort hatte sich nun auch der revolutionierte Revolutionär, dem die Revolutionierung der Massen versagt geblieben war, eingereiht.

Auch eine junge Studentin, in braunem Mantel mit Fellkragen, engen Jeans und kniehohen Wildlederstiefeln mit Indianerfransen und ihr Liebhaber, ein Mittdreißiger in grünem Parka und dunkler Cordhose, den Arm kraftvoll um sie gelegt, standen einige Meter entfernt auf dem Fußweg und blickten zurück. Wortfetzen des Mannes in slawischen Akzent drangen durch dem Krach vorbeifahrender Autos hindurch: “Rede 1968”, “am Krankenbett besucht”, “einmarschiert” und “geflüchtet über die Grenze”. Als der Lärm etwas länger aussetzte, verstand der Anwalt diesen einen Satz:

“Glaub mir, das einzige, was Henry und die seinen damals wirklich wußten, war, dass sie alles, über alles besser wußten.”

Der Liebhaber wendete seinen Blick weg von der Kapelle und sah der Studentin tief in die Augen. Sie küßten sich mit der Leidenschaft von frisch Verliebten und gingen dann eilig in Richtung der Wohnheime hinter den Baumreihen der Allee in südlicher Richtung. Der Anwalt stand da, festgefroren und mit leeren Blick, die Augen noch immer zur Kapelle gerichtet. Ohne noch etwas zu sehen, kam es ihm so vor, als erkenne er nun alles. Jetzt wußte er, was Henry vor acht Jahren durchlebt hatte, als ihn die Fernsehbilder trafen. Händeschütteln, Lächeln und Schulterklopfen. Mao und Nixon. Der unerbittliche Schmerz wurde nur kurz von einem kräftigen Ruck an seinem rechten Arm unterbrochen. Der Beamte am anderen Ende der Handschellen wollte pünktlich zum Abendbrot zu Hause sein.

Zehn Tage später gründete sich eine neue alternative Partei, bei der zunächst Umweltschutz und Pazifismus im Vordergrund standen, kaum ein halbes Jahrzehnt später Posten und Macht. Die versprengten Politsekte der Bewegung fanden flankiert von national gesinnten Landbauern, Wanderfreunden und Päderasten eine neue politische Heimat. Zwanzig Jahre nach dieser Gründung schickten die ehemaligen Pazifisten deutsche Soldaten an Orte, die so entlegen waren, dass sie auf keiner einzigen Karte der Wehrmacht zu finden gewesen wären.

In den folgenden Tagen und Wochen wurden von nicht weniger als elf Geheimdiensten Akten über Henry für immer geschlossen.